

Dr. Piesbergen-Schwehm.

Aus alledem ergibt sich, daß die vom Min-
isterium für Volkswirtschaft angeregte Schin-
kung von ärztlich geleiteten Erberathungsstel-
len nicht nur erwünscht, sondern notwendig
sind. In vielen größeren Städten sind solche
Stellen bereits geschaffen und werden von den
in Frage kommenden Bevölkerungskreisen lebhafte
in Anspruch genommen. Auch Landkreise
sind schon dazu übergegangen, solche Stellen
einzurichten, und es wäre zu wünschen, daß
diese Einrichtung auch bei der Landbevölkerung
bald festen Fuß fassen möge.

Von Dr. Emil Engelsberg.

Das Turnen der Hausfrau

„Das hat mir gerade noch gefehlt, wo ich so
nabe! Ich den ganzen Tag herumzuturnen
müßte!“ So oder ähnlich wird die vielge-
plagte Hausfrau antworten, wenn an sie das
Annehmen gestellt wird, turnen zu gehen. Beob-
achte die Hausfrau hat den ganzen Tag über
körperlich zu arbeiten. Sie geht hin und her,
sticht, kniet, legt Treppen, sie eckert und dehn-
t, sie müht, hegt, stüßelt, h'opft, sie h'ockt,
trägt, schleppt u. a. m. Wer könnte zählen, wie
sie ihr Leben körperlich aufstrengen muß, wenn
sie all ihre Bewegungen zählen! Vom Aufstehen
Morgens bis zum Abend turnt sie herum.
„Turnt“ sie wirklich? Sie arbeitet, betätigt
ihren Körper, bewegt ihre Glieder. Aber sie
betätigt und bewegt sich so wie es der ver-
schiedensten Arbeiten, die sie betreiben muß, erfor-
dern, nicht aber, wie es der Sportlichkeit ihres
Körpers dienlich wäre. Sie strengt sich an,
deshalb ist sie auch oft abgeplattet und müde
abgearbeitet. All das ist kein Turnen. Turn-
en ist planmäßiges Ueben, Bewegen, Betätig-
ung des Körpers, das sich nicht nach äußeren
Dingen zu richten hat, sondern das einzig nach
sich, allein zur einem Ziele zustrebt und von ihm
bestimmt wird: Der Gesundheitsförderung.
Solches Turnen, das Rücksicht nimmt darauf,
daß es sich um müde, abgearbeitete Hausfrauen
handelt, die es nicht nötig haben, sich auszu-
beiben, sondern die es müssen und zu müssen
wollen und befehlen soll, gibt es in den vielen
Frauenabtheilungen der Turnvereine der Deut-
schen Turnerzeit. Zu ihnen finden sich Frauen
junger, junger und alte, die sich einmal für
eine oder zwei Stunden in Gesellschaft von
ihrer Alltagsarbeit. Und die kurze Zeit ihrer
Freizeit aus, um ihrem Körper einmal die nöthige
ausgleichende Bewegung und Betätigung zu
kommen zu lassen, die er braucht, wenn er er-
haltungsfähig, spannkraftig, elastisch, widerstand-
sfähig bleiben soll. Kurz: Wenn er jung blei-
ben soll! Und nicht nur der Körper, auch das
Herz wird jung erhalten durch das deutsche
Turnen. Beim frohen Spiel lacht die Freude
aus jedem Auge und vergesselt wird einmü-
de für kurze Zeit Not und Sorge des Alltags
und hinzu kommt noch, daß man eine solange
Erquickung des Körpers und der Seele nicht
mit viel Geld erkaufen muß wie andere noch

Die junge Witwe war noch immer ein
schöne, stattliche Erscheinung und hatte über
Mangel an Verehrern nicht zu klagen. Keiner
ihrer zahlreichen Liebesverhältnisse dauerte
indessen lange; nacheinander starben alle ihre
Anbeter, jedoch nicht, ohne die Frau als Witt-
weingelegt zu haben. So konnte Gesina ihren

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altend
Druck und Verlag: Dr. E. Sang, Altend.

Das neue Daheim (68. Jhr., Nr. 3) ist eine vielseitige, interessante, zeitgemäße Zeitschrift, aus dessen Inhalt vor allem genannt sein darf: „Aufsätze: Konfession-Revolution in Holland“, „Der Hund auf der Parforcejagd“, „Die Ue in Patagonien“, „Zwei Jahre elektrische Kilde“, „Aus dem Leben berühmter Clowns“. Das bleibt aber nur ein kleiner Theil der abwechslungsreichen Beiträge. Die vielen Abbildungen, namentlich der schönen künstlerischen Bildschmuck des Heftes, sind eine gleich gute Empfehlung für den Geschmack der Leser, wie für die Vollkommenheit der Wiedergabe. Eine Wochenchau ist die Einleitung, der einzigartige umfassende Daheimanzeiger der Ausgabe des Heftes. Den unterhaltenden Teil bilden neben der Fortsetzung des abenteuerlichen Romans „Der goldene Schiffschiff“ von Albert Dürst die abgeschlossene Novelle „Adam und Eva“ von E. Siwert, heitere Anekdoten, die große Mittelteil u. a. Die lustig bunte, demerselbstschrift des Daheim, die „Arche Noah“ lese begeistert.

Die Braut Erzählung von Hans Bethge

Antonie wanderte den Strand entlang. Ihr blondes Haar schimmerte in der Sonne, es glänzte goldgelb, gleich sommerlichem Korn. Sie blickte ernst und ruhig in die Ferne, dann wandte sie sich und schritt langsam dem Badestrand entgegen.

Ihr Verlobter hatte versprochen, ihr am Strande entgegen zu kommen. — War dort keine Gestalt nicht schon zu erkennen? Nun hob er den Arm und winkte. Sie tat das Gleiche, ein Lächeln um den feinen Mund. Dann kamen sie sich näher, und nun standen sie vor einander und begrüßten sich. Er küßte ihre Hand, lachte und strich sein helles Haar zurück, in dem der Wind wühlte, dann legte er seinen Arm in ihren, und nun wanderten sie und plauderten. Die Bewegungen seiner langen Glieder hatten etwas Schlenkendes, er war erst Anfang zwanzig, Antonie einige Jahre älter als er.

Alfred erzählte, daß er soeben einen Brief von seinem Vater erhalten habe. Dieser würde am nächsten Abend ankommen, um von seiner anstrengenden Arbeit in der Großstadt auszuspannen. Er selbst, Alfred, gebe seinem Aufenthalt einige Tage zu, um mit Braut und Vater zusammen noch ein paar sonnige Ausflüge zu unternehmen und dann endlich wieder zu seinen Arbeiten auf der Hochschule zurückzukehren.

Antonie und Alfred steuerten in schnellem Gang der Terrasse eines Hotels zu und traten in die Gläserand, wo schon einige Leute an dem weiß gedeckten Tischen saßen. Das Abendessen kam, und sie schmauseten mit gutem Appetit. Ein paar mal hob Alfred seine Hand hinüber und legte sie, fest zugreifend, auf die Antoniens, — er lachte sie dabei an, fröhlich, herzlich und unbekümmert.

Ein Knabe, dachte sie mit einem kleinen Lächeln, ein großer, kindhafte Knabe, — ich komme mir vor, als sei ich seine Mutter.

Ja, Alfred hatte ein Vochen wie ein Kind, und auch die unbefangene Art, wie er den Oberkörper reckte, und das geistvolle, abgehackte Gehen und Senken der Schultern waren etwas Knabenhaft.

Antonie aber hatte nichts mehr vom Kinde, und ihre schönen, schmalen Hände schienen schon die einer jungen Frau zu sein.

Das Dampfschiff, mit dem Alfreds Vater kommen wollte, war in Sicht. Die Verlobten standen vorn auf der Badungsbrücke. Jetzt kam das Wehen eines weichen Luches vom Bug des Schiffes, Alfreds Vater schwang es. Ein lebhaftes Grüßen durch die Luft hob an, bis sich der Dampf mit der Breitseite an die Brücke legte.

Nachdem man sich begrüßt hatte, ging man

die Brücke hinunter, drei große, blonde, aufrecht stehende Menschen, in angeregtem Gespräch.

„Du siehst gut aus,“ sagte der Vater zu Antonie, „so braun, so schlank, so leichtes Schrittes. Ich bin abgearbeitet und freue mich auf die paar Tage der Ruhe. Wir wollen heiter und sorglos sein.“

Zum Abendessen spendete der Vater eine Pfirsichbowle. Es lag etwas Sprühendes in seiner Unterhaltung, und dabei waren doch immer der klare Ernst und das gleichsam durchleuchtete Innere Maß seines Daseins zu erkennen.

Antonie dachte: Ob Alfred auch einmal so wie er? Sicherlich nie so weltgewandt und von so maßvollem, geistigem Wesen.

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer.

„Morgen werden wir Westwind haben,“ sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinaus-tragen soll. Und nun gute Nacht — und auf morgen!“ Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch auf die Promenade und setzte sich auf eine Bank.

„Dein Vater ist herrlich,“ sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn; er ist so schlicht und warm, so vornehm und gültig. So solltest Du auch einmal werden.“

Alfred lachte. „Du schämst ja, Antonie,“ sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden.“ „Vielleicht hast Du ein wenig Grund dazu,“ entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm und auf sie hinab sah. „Deine Hände hast Du von ihm,“ sagte sie, „nur daß Deine Hände größer sind als seine.“

Vor dem Schlafengehen stand sie noch lange am Fensterbrett und sah in die Nacht, in einem tiefen Gefühl der Einsamkeit. „Merkwürdig,“ dachte sie, „neben dem Sohn komme ich mir oft vor wie eine Mutter, — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend.“

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel; der Vater sah am Steuer. Antonie lag den beiden zu und stellte im stillen Vergleichen an. Man sah es dem Vater an, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu dürfen; sein Auge blickte klar, Behagen lag aus seiner Stimme, mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen. Man landete in einem anderen Seebad, nahm hier das Essen, ruhte dann zwanglos auf den sonnigen Dünen. Während der Seinfahrt mußte man kreuzen, und es wurde Abend, ehe man heim kam.

Der Vater sprang elastisch aus dem Boot und

reichte Antonie die Hand. „War's schön?“ fragte er.

„Das sind die schönsten Tage,“ sagte sie heiter und dachte: Der Griff seiner Hand ist knapp und energig; Alfred gibt länger die Hand, — aber man fühlt sie nicht so.

Dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Als das Schiff um die Ecke der Badungsbrücke bog, meinte Antonie etwas Gemeines aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber.

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer Bank der hohen Küste. Sie waren in den Wäldern herum gestreift, nun ruhten sie. Schweigend saßen sie lange in die moogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater: „Antonie, ich muß Dir etwas sagen. Ich glaube Dein Wesen verändert zu finden gegen früher. Vor allem glaube ich, daß Deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben. Oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß Du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag mir doch ehrlich, wie steht es zu ihm?“

„Außerlich gut,“ sagte sie, „aber innerlich schlecht. Der Rhythmus meines Daseins ist nicht der meine. Ich fühle immer mehr, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden.“

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er langsam: „Ich verstehe Dich vollkommen, Antonie. Du sagst nur, was ich schon längst empfunden habe. Alfred ist nicht der Begleiter, den Du für das Dasein brauchst.“

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihre Hand und sagte: „Du hast einen schönen Arm, Antonie, — und wie schmal ist Dein Handgelenk.“

Sie sah mit einem schnellen, verwirrten Seitenblick zu ihm empor, eine rote Welle schlug an ihr Herz, sie ließ ihm die Hand. Nun führte er diese Hand an seine Lippen, und dann schloß er seine eigenen Hände warm um sie herum. „Wißt Du meine Frau werden, Antonie?“ fragte er ernst.

„Ja, ja, ja,“ sagte sie leise aber schnell, „das will ich!“

Nun legte er den Arm um sie und sie lehnte das Haupt an seine Brust. So saßen sie und sahen aufs dunkle Meer.

„Wie schön — und wie warm,“ sagte er einmal leise.

Sie fuhr streichelnd mit der Hand über seine Schulter, dann sprach sie mit einem seligen Lächeln: „Jetzt weiß ich, daß ich glücklich bin.“

„Freuden“. Die Beiträge, die verlangt werden, stehen in keinem Verhältnis zu den hohen Leistungen der Vereine. Deshalb sollte jede Hausfrau diesen Lebensquell und Jung- und Freudenborn für sich in Anspruch nehmen, sollte tunen gehen in eine Frauenabteilung der Deutschen Turnerschaft. „Ja, den Wert sehe ich wohl ein, aber mir fehlt die Zeit dazu!“ Das ist dann wohl stets der letzte Einwand. Aber auch er wird hinfällig. Die Turnzeiten der Frauenabteilungen der D. T. liegen überall in den Abendstunden, fast nirgendwo beginnt das Turnen vor 8 Uhr. Das kann einmal in der Woche jede Hausfrau fertig sein, da haben wohl die meisten ihr Tagewerk beendet. Gewiß bleibt eine Näharbeit vielleicht liegen. Was schadet's? Am nächsten Tage wird die Hausfrau frischer und froher aus Werk gehen! Darum: ihre Hausfrauen, säumet nicht, tretet ein in die Turnvereine der Deutschen Turnerschaft!

Hanka.

Erkältungskrankheiten

Der Herbst ist da. Und mit ihm jene unbändige, rauhe oder trübe Witterung, die so gern Erkältung zum Gefolge hat. Es ist natürlich viel leichter und klüger, Erkältungen rechtzeitig zu verhüten, als sie durch Gegenmaßnahmen zu bekämpfen. Deshalb höre man auf sich etwa noch sommerlich zu kleiden, sondern man gewöhne den Körper an kältere Temperaturen, hüte sich vor raucher Abkühlung, wenn man erhitzt ist, und nach jeder Autofahrt, nach jedem längeren Spaziergang, der uns mit den Tücken der herbstlichen Witterung bekanntgemacht hat, vor allem, heißen Tee zu trinken, dessen belebende Wirkung in Deutschland immer noch nicht geschätzt wird. Und doch sind die Bemühungen aller Länder, die rauhe Klima haben, starke Teetrinker. Rußland, England, Finnland, in Deutschland Schleswig-Hol-

stein und die Ostpreprovingen — alle diese Länder haben viele, oft fast ausschließlich Teetrinker. Ein kleiner Schuß Rum soll allem Gläubigen nach die Lebensgeister noch besonders aufwecken und wird denn ja wohl auch zuweilen von den Damen begrüßt, namentlich wenn es sich um Erkältungskrankheiten handelt.

Ist die Erkältungskrankheit ausgebrochen, mit allen unangenehmen Begleiterscheinungen, als da sind Husten, Schnupfen, Abgeschlagenheit, Kopfschmerzen, so verschleppe man niemals die Krankheit, sondern achte sofort auf Wiederherstellung seiner Gesundheit. Mit Tee und Rum ist es dann nicht mehr getan. Das Beste ist, sofort zu schwitzen. Als schweißtreibendes Mittel ist uns vor allem die Zitrone bekannt, ebenfalls Kamillen- und Liebertee, auch ist hier der so oft überschätzte und ebenso unterschätzte Alkohol nützlich. Ein ordentlicher starker Glühwein, ein ostpreussischer Malztrank, Orzogh genannt, ist in seiner Wirkung gar nicht zu verachten. Diegt man zu Bett, lasse man auch die interessanteste Lektüre liegen und gebe sich nur den Aufgaben der Genesung hin. Arme, Beine, Schultern gehören unter das Federbett, eine Decke darüber bringt noch rascher den erlesenen Schweiß hervor, und nun bestreibe man sich in hingebender Art der Geduld. Man schwitze mit Andacht und Ausdauer. Dann aber lasse man sich am besten große Frottiertücher bringen und sich sorgfältig abreiben. Hat man niemand, der einem diesen Liebesdienst erweisen kann, dann lege man sich vorher alles schön zurecht, was man zum abreiben braucht, denn sehr viel an sich harmlose Krankheiten sind durch falsche Behandlung während der Krankheit erst lebensgefährlich geworden. Zur Genesung gehört eben vor allem, daß sich der Kranke während des Schwitzens und kurz danach richtig verhält.

Nach der Schwitzkur braucht man ein trockenes Bett und einen gehörigen Schlaf. Auch den Tag nach der, den Körper sehr angreifenden

und ermüdenden Kur verbringe man am besten im Bett, die Wirkung kann sich nicht in einem Tag zeigen. Erkältungskrankheiten nehme man stets ernst, man kann sie nicht sorgfältig genug behandeln, denn aus den leichten Krankheiten, die kein Mensch ernst nahm, sind die meisten unheilbaren chronischen Krankheiten hervorgegangen. Tuberkulose, Rippenfellentzündung, Lungenentzündung, alle beginnen sie mit der sogenannten leichten Erkältung, und die Verschleppung erst bringt die Katastrophe für den Körper.

Namentlich bei Kindern und bei alten Leuten sei man so vorsichtig, sie gleich ins Bett zu stecken. Bei Husten gebe man sofort einen süßen Trank von einem Löffel Honig mit Zitronen es muß gut süß schmecken und man nehme Zucker noch dazu, denn Zucker löst, sagt ein altes Wort. Ein altes Mittel für Hustenleiden ist auch der schwarze Rettich. Man wäscht einen Rettich sauber, läßt aber die Schale daran und bohrt oben ein Loch hinein, das man mit Zucker füllt, stellt der Rettich nun in einen Eierbecher. Der langsam herausströmende Saft wirkt lindernd und hustenstillend. Man nimmt ihn stündlich.

In den kritischen Jahreszeiten während des Tages öfter eine Emul oder andere Tablette zu nehmen, auch Malzbonbons ist für leicht empfindliche Menschen zu empfehlen.

J. S. Hagen.

Ursprung und Wandlung des Korsetts

Historische Plauderei von Dr. Ludwig Kern.

Wenn man das oft zitierte Wort des Ben Akiba, daß alles schon einmal da gewesen sei, auf einen Witzmännchen, klüger Lebensäußerungen mit der anderen Vereinfachung anwenden kann, so ist es das Gebiet der Mode, das dem

alten Weisen nach vielen Jahrhunderten die Wichtigkeit seines Ausspruchs vornehmlich bezeugt. Von den Versteinerungen frühbronzezeitlicher Ur-Indogermanen, der Babyloniastatue der Pharaonenemahin Nophrete und der Augenbrauenemahin Karamit der Königinen habe die Mode sich in unzähligen Variationen abgelöst, lehnte Endes aber doch immer wiederholt. Daß über die Geschichte der intimen weiblichen Kleidungsstücke, namentlich aus den ältesten Zeiten, weniger bekannt ist, hat seinen naheliegenden Grund in dem Fehlen von Abbildungen, die diese Gegenstände und die meist nur andeutenden Berichte über sie veranschaulichen konnten. Allein von einem jeder Toiletteartikel lassen sich Ursprung und Wandlung wenigstens bis in die hellenistische Epoche zurückverfolgen, von dem in der Gegenwart in den meisten Ländern zum Tode verurteilt, aber durchaus nicht gestorbenen — Korsett.

Die alten Griechinnen trugen es als eine Art primitiven Wüstenhalters unter dem Namen „Tandion“ in Gestalt einer von ledernen Riemen an den Schultern festgehaltenen Tuchbinde. In dieser Form nahm es seinen Weg nach Rom, wo man lediglich die Bezeichnung in „Strophion“ abänderte. Obwohl es in solcher Beschaffenheit kaum gesundheits-schädlich war, mußte es doch die ebullente Begeisterung eines Ovid, das jarchaltliche Eifer eines Terentius und den heisenden Spott eines Martial über sich ergehen lassen. Freilich konnte seine Existenz doch ebensowenig erschüttert werden, wie heututage die eines „Berner cri“ durch seine literarische Verdamnung. Als Modeartikel der italienischen Renaissance war ihm im Gegenteil Verehrung und Fortbehalten in den entlegensten Teilen des antiken Kulturkreises gesichert. Ueber das alte Gallien nahm es seinen Weg in das Reich der Merovingen und Karolinger und damit nach Deutschland, wo seine ursprüngliche Art im Prinzip bis ins spätere Mittelalter beibehalten wurde.

Damals setzte die grundlegende Wandlung in der Gestaltung des Korsetts ein, und ihre Ursache war eine jener erhabenen Väterlichkeiten, die mitunter nicht nur die Geschichte der Mode, sondern auch die der Völker beeinflusst haben. Man weiß, wie der trüpfenformig in die Stirn fallende Haarhauch eine Erfindung der über der Nase durch ein Muttermal verunstalteten Lieblingsklavin Harin al Nachts wurde oder wie die männliche Bügelarte entstand, ähnlich, erfolgte die Geburt der Moderat, die Jahrhunderte hindurch eine leuchtend ertragene Qual der Damenwelt darstellte. Die Königin Isabella von Frankreich hatte modo: eine gute Körperhaltung noch einen schönen Wuchs, dafür aber eines Tages die Idee, alles dadurch zu korrigieren, daß sie ihrem Samtkorsett Eisenstäbe einfügte. Durch den Willen der vorangehenden Frau des tonangebenden Kulturzentrums wurde die Mode des „Bassquine“ geschaffen und das Nieder zum Tuganmen weiblicher Körperbildung erhoben. Im 16. Jahrhundert bürgerten sich aus Italien kommende Stahlgewebe ein, trotzdem sie wahre Folterinstrumente waren und eher einen Panzer als ein Kleidungsstück darstellten.

Die Reaktion konnte nicht ausbleiben, und der gesunde Sinn des Nordens war es, der sie herbeiführte. Die niederländischen Damen brachten das leichte Lederkorsett in allgemeinen Gebrauch, während der siegreiche Einzug der Fischbeinfangen im 17. Jahrhundert das Nieder noch schmieglamer machten. Ein Tagesgegenstand wurde es während des Rokoko, so man es aus Brokat und Seide herstellte und auf seine Einzelausführung Wert zu legen begann. Nach der französischen Revolution verzögerte die Toilette des Direktoire und die des Empire das Korsett vollständig von seinem Thron und ließ die antike Binde wieder an seinen Platz treten. Die Restauration der Bourbonen herrschte indessen sich aus auf dem Gebiet der Mode als das Wiederaufleben des Alten darzustellen. Die einheitlichen Frauen-gewänder verschwanden zugunsten der in Rock und Taille geteilten; danach war dem Korsett der Weg aufs neue gebahnt, und wie es im verflochtenen Jahrhundert die Kleidung beeinflusste, ist in zu guter Erinnerung, um hier als kulturgeschichtlich interessant erörtert zu werden.

Auch die neueste Mode spricht wieder etwas deutlicher von der „Taille“. Wie wird es mit dem Korsett? fragt man sich in Gedanken, ohne es vorzeitig auszusprechen. Keiner mag das. Wir wollen doch nicht hoffen...

Mozarts Schwester

Zu ihrem hundertsten Todestage am 29. Oktober 1929.

Von Anna Schwabacher-Bleichröder.

„Ich küß' 1.000.000 Mal der Mamma die Hand und der Mamma das Gesicht, die Nase und den Hals...“, so heißt es oft in den lustigen Briefen, die Jung-Mozart von Konzerten in die geliebte Vaterstadt Salzburg sendet. Denn ebenso viel wie der Papa, der „gleich nach dem lieben Gott kommt, weil er müdig ist wie die lieben Engelchen“, und die teure Mama galt ihm „s'Mammi“. Das war Maria Anna Mozart, das gutgebildete Weibchen hochmusikalische, um fast fünf Jahre ältere Schwester.

Nun hätte sich Mozarts Schwester, die in allem Unglück die musikalische Beraterin des Bruders blieb, mehr dessen Familie räumlich nähern können, da trifft sie in Salzburg am fünften Dezember 1791 aus Wien die Nachricht von Mozarts Tode bis ins Mark.

Fortan ernährt sie sich als Klavierlehrerin, jede Unterstützung der Verehrer des Bruders beharrlich ablehnend. Ihre Ruhestunden widmet sie nur der künftigen Sinterlassenchaft des Bruders und der Unterstützung seiner Witwe. Sie heizet seine Trübsal und schreibt Erinnerungen nieder. So lebt Maria Anna mit ihrem „heißgeliebten Wolferl“ fort, und selbst, als sie in späteren Jahren erkrankt, kann dies der Vielgeprüften keine tiefe Wunde mehr schlagen.

Maria Anna Mozart starb am 29. Oktober 1829 zu Salzburg. Wie ihr Mozart seine Schwester bis zum Tode geliebt und gehärt hat, beweist diese Stelle aus einem „ersten Briefe an sie anlässlich der Ueberwindung eines Rondo: „Rein Mensch als meine Heilte Schwester darf es mir nachspielen...“

deines Bruders genossen, weil ers noch nicht im Stande war.“

Beide heiraten. Konflikte kommen. Maria Anna wird an der Seite des Herrn von Sonnenberg weniger glücklich als Wolfgang mit seiner geliebten Konstanze Weber, bis Maria Annas Ehe durch den Tod des Mannes gelöst wird.

Nun hätte sich Mozarts Schwester, die in allem Unglück die musikalische Beraterin des Bruders blieb, mehr dessen Familie räumlich nähern können, da trifft sie in Salzburg am fünften Dezember 1791 aus Wien die Nachricht von Mozarts Tode bis ins Mark.

Fortan ernährt sie sich als Klavierlehrerin, jede Unterstützung der Verehrer des Bruders beharrlich ablehnend. Ihre Ruhestunden widmet sie nur der künftigen Sinterlassenchaft des Bruders und der Unterstützung seiner Witwe. Sie heizet seine Trübsal und schreibt Erinnerungen nieder. So lebt Maria Anna mit ihrem „heißgeliebten Wolferl“ fort, und selbst, als sie in späteren Jahren erkrankt, kann dies der Vielgeprüften keine tiefe Wunde mehr schlagen.

Maria Anna Mozart starb am 29. Oktober 1829 zu Salzburg. Wie ihr Mozart seine Schwester bis zum Tode geliebt und gehärt hat, beweist diese Stelle aus einem „ersten Briefe an sie anlässlich der Ueberwindung eines Rondo: „Rein Mensch als meine Heilte Schwester darf es mir nachspielen...“

Eines Ministerpräsidenten Frau

Schiffstellers als Zerstreuung. — Das erste Zusammentreffen mit meinem Mann.

Aus einem Interview mit Gräfin Margit Bethlen, der Gattin des ungarischen Ministerpräsidenten.

Meinen Mann lernte ich kennen, als ich ein kleines Mädchen von dreizehn Jahren war. Er hinterließ einen tiefen, aber auch unangenehmen Eindruck auf mich. Ich muß freilich bedenken, daß dies weniger an ihm als an den besonderen Umständen lag. Damals war ich ein langes, ungeschicktes Mädchen mit einem Kopf über der Schulter. Ich hielt mich gewöhnlich in meinem Unterrichtsraum auf und ging nur dann in den Salon, wenn ich gerufen wurde. In diesem einen Nachmittag nun schickte mich meine Erzieherin mit einem Auftrage zu meiner Mutter, weil sie diese allein glaubte. Ich polierte ins Zimmer, rannte in der Hast einen Stuhl um und stand sprachlos vor Bewunderung, weil ich einen schwächlichen Soldaten, den ich nie vorher getroffen hatte, meiner Mutter gegenüber sitzen sah. Mein zukünftiger Gatte war nämlich damals gerade Freiwilliger.

Ich erinnere mich nicht recht mehr daran, was ich sagte, aber ich weiß, daß ich rot wurde, als er mir die Hand schüttelte und als meine Mutter mich ihm vorstellte. Ueber mein plötzlichliches Herbeistürmen in Gegenwart eines Fremden schämte ich mich derartig, daß ich noch nach Jahren erzählte, wenn nur sein Name erwähnt wurde. Ich sollte ihn einige Jahre lang nicht wieder sehen. Ich zählte siebzehn und war, soweit ich mich erinnern kann, schon in die Gesellschaft eingeführt worden, als ich ihn wieder traf. Jetzt natürlich war die Situation völlig verändert. Ich gehörte nun zu den viel beneideten Ermanungen, und für mich begann die Zeit, da mir Ständchen gebracht und Blumen geschickt wurden, wunderschöne Tage im Leben jedes jungen Mädchens. Ein Jahr später waren wir verheiratet.

Sie fragen, wie sich die Interessen einer Schriftstellerin mit den Pflichten der Gattin eines Ministerpräsidenten vereinbaren lassen. Tatsächlich ist das manchmal ein wenig schwierig, denn erst kommt die Frau des Premiers und dann erst die Novellistin. Mir wäre es ja lieber, die Reihenfolge wäre umgekehrt, aber mit Pflicht und Vergnügen ist es ja nun einmal nicht anders. So bin ich denn eben von morgens bis mitternachts die Gattin des Ministerpräsidenten, eröffne als solche in aller Feierlichkeit Wohltätigkeitsbälle, nehme an offiziellen Frühstück, Tees und Essen teil, besuche Ausstellungen und lasse zu jeder Zeit mein liebeswürdiges Lächeln. Zwischendurch stehe ich mir mal eine freie Stunde und schreibe dann rasch und mit schubdelndem Gewissen eine Novelle oder kleine Geschichte.

Mit dreißig Jahren fing ich das Schreiben an. Bis dahin hatte es mir immerummer gemacht, daß ich so wenig originell war und nichts erdenken konnte, das nicht schon andere Leute vor mir erfunden hatten. Das Gefühl, daß mein Hirn nichts anderes als eine mehr oder minder gelungene Kopie einer Reihe von